

Ein Opfer des Beichtgeheimnisses

Ein Opfer des Beichtgeheimnisses

Fortsetzung

Zwischen leeren Fässern und allerlei Gerätschaften tastete er sich im Dunkeln nach der kleinen Wendeltreppe durch, welche in das zweite Stockwerk des Magdalenenflügel führte. Da zog er die Schuhe aus und stieg, nachdem er längere Zeit gehorcht hatte, leise die Stufen hinan. Es war alles still im Kloster; nur der Wind fuhr manchmal heulend durch die öden Korridore.

Und nun wollte dem Manne beinahe der Mut entfallen! Es war doch die erste Tat in seinem Leben, welche ihn möglicherweise dem Zuchthause überliefern konnte. Den Glauben an Gott und an die Unsterblichkeit der Seele hatte er freilich auf der Universität vor zwanzig Jahren schon über Bord geworfen; aber die letzten Fasern eines solchen Glaubens, welche eine christliche Erziehung dem Herzen des Kindes einpflanzte, werden kaum je gänzlich ausgerissen, und Loser hatte eine brave Mutter gehabt, die ihm nur viel zu früh entrisen wurde. Jetzt auf einmal, da er lauschend in dem stockdunkeln Gange stand, kam ihm ganz lebhaft diese seine längst begrabene Mutter in den Sinn, und er meinte sie zu hören, wie sie ihm am Vorabende seiner ersten Kommunion sagte: „Artur, jetzt hast du gebeichtet. Versprich nun mir und morgen dem Heilande, daß du von heute an entschieden gegen deinen Leichtsinn kämpfen willst. Er wird dich sonst ins größte Unglück bringen.“

Er hatte es damals mit Tränen versprochen, aber leider sein Versprechen nicht gehalten. Und wie hatte sich die Vorheragung seiner Mutter bewahrt! Wegen toller Streiche war er als Knabe beinahe mit dem Strafrichter in Berührung gekommen und vom Gymnasium gejagt worden; man hatte ihm auf die Fürsprache eines verwandten Geistlichen noch einmal verziehen; dann war das Universitätsleben gekommen, wo ihn die alte Untugend um sein bescheidenes Vermögen, um seinen Beruf und seinen Glauben gebracht hatte; dann das wilde Kriegerleben, das er, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, wählte, — gerade im rechten Augenblicke, um seinen Gläubigern zu entinnen, das ihn aber immer tiefer in den Abgrund sittlicher Verrohung

hineinzog; dann die lange Reihe verschiedener Lebensstellungen, aus denen allen ihn sein unverbesserlicher Charakterfehler verdrängte, bis er endlich von bitterer Not gezwungen den armseligen Posten eines Küsters annehmen mußte. Und nun stand er auf der Schwelle des eigentlichen Großen Verbrechens, und er sah noch einmal seine Mutter mit den treuen, kummervollen Augen wie einen warnenden Engel vor sich stehen.

Umsonst! Die Gnade wurde ausgeschlagen. „Sei keine Memme!“ sagte Loser zu sich. „Wie viele hochachtbare Männer stehlen jährlich Hunderttausende durch Börsenspiel aus den Taschen ihrer Mitmenschen! Das ist nun einmal der Kampf ums Dasein! Und zudem mache ich keinen Menschen ärmer. Wenn das Krankenhaus nicht von dem Pfaffen gebaut wird, so baut statt dessen der Staat ein anderes und größeres. Voran!“

Loser tastete die Mauer entlang, bis er die Ecke erreicht hatte, wo der Marienflügel mit dem Magdalenenflügel zusammenstieß. Er stand nun zwischen der kleinen Küche und der Wohnung des Pfarrers. Da fiel ihm das große Vorschneidemesser ein, das in der Schublade des Küchentisches lag. Sollte er es mitnehmen? wenigstens zur Notwehr? Er trat in die Küche und fand nach einigem Suchen den Tisch. Auf den ersten Griff in die Schublade faßte er das Messer. Aber er warf es wieder hinein, daß es hörbar klirrte. „Ich mag weder Montmoulin noch seiner Mutter etwas zuleiden und werde auch so wohl mit ihnen fertig; auch könnte ich mit dem dummen Ding im Dunkeln fallen und mich selbst verwunden“, sagte er. „Aber das kleine Laternechen, mit dem der Abbe am Morgen früh in die Kirche hinabgeht, will ich doch anzünden.“ Er strich ein Zündhölzchen an seinem Armel an und fand die Laterne sofort; denn er kannte die Gewohnheiten des Pfarrers. Das Licht mit seinem Rocke zudeckend, schritt Loser jetzt vorsichtig über den Korridor, und nachdem er an der Türe gelauscht hatte, benutzte er das Heulen eines stärkeren Windstoßes, um sie zu öffnen. Der Küster ließ einen Strahl des Lichtes in das Zimmer fallen; es war leer. Leise wagte er sich hinein und schritt auf den Zehen

nach dem Schreibpulte. Er zog den Schlüssel aus seiner Westentasche, um mit klopfendem Herzen die Beute an sich zu nehmen; da — Loser traute seinen Augen nicht — steckt ja schon ein Schlüssel im Schlosse; er dreht ihn um und sieht sich betrogen!

Eine wahre Wut erfaßte den Einbrecher. Er hatte alles so fein angelegt, wie er meinte, und nun sollte ihn dieser einfältige Abbe durchschaut und seinen ganzen Plan auf eine so lächerliche Weise durchkreuzt haben! „Wer hätte daran gedacht, daß der Pfaffe seinen Mammon mit sich in sein Bett hinein nähme wie ein Geizhals? Mit meinen Händen erwürge ich ihn eher, als daß ich ohne das Geld das Kloster verlasse“, sagte er und wandte sich mit einem Fluche der Türe des Schlafzimmers zu. Sie gab seinem Drucke nicht nach, und alsbald hörte er die Stimme einer Frau rufen: „François, bist du es?“

„Sacre Bleu!“ fluchte Loser. „Was jezt? Wenn ich die Türe mit Gewalt einsprengte, so erhebt die Alte ein solches Mordgeschrei, daß man es am Ende des Dorfes hört. Und überdies bin ich keinen Augenblick sicher, daß nicht der Pfarrer zurückkommt. Es geht nicht mit Gewalt, wenigstens jezt nicht. Ich muß eine andere Gelegenheit abwarten.“ Mit diesem Entschluß schlich er sich geräuschlos aus dem Zimmer, stellte die Laternen in der Küche auf ihren Platz und verbarg sich in einer der leeren Zellen, wo er einen neuen Plan ausheckte.

Nachdem er nachgedacht, schlich er an die Treppe des Magdalenenflügels zurück und holte seine Schuhe; dann nahm er aus der Schublade des Küchentisches das lange Messer und begab sich, immer vorsichtig auf den Zehen die Wand entlang schreitend, durch das Oratorium die Wendeltreppe hinab gerade in das kleine Nebengemach der Sakristei, in welcher der Totenkopf den kleinen Charles so sehr erschreckt hatte. Hier bin ich sicher“, sagte er zu sich. „Diese Rumpelkammer betritt kein Mensch. Ich kann von ihr aus sowohl einen Blick in die Kirche als in den Kreuzgang tun und so den günstigen Augenblick abwarten. Aber es ist kalt hier. Nun, da ist ja das Bahrtuch!“ Er legte das Messer neben sich, nahm einen tüchtigen Schluck aus der Schnapsflasche, wickelte sich in das Tuch und suchte zu schlafen.

„Parbleu! Du bist doch ein aufgeklärter Mensch!“ brummte er. „Du glaubst, daß

mit dem Tode alles zu Ende sei! Was ist es dir denn gerade unter diesem Fehlen so unheimlich zu Mute? Pah, sei keine Memme, Artur Loser, die Toten kommen nicht wieder!“ Und doch suchte er vergebens zu schlafen und trank sich so viel Mut zu, daß er halb betrunken war, als der Tag endlich langsam anbrach.

Fünftes Kapitel Die Tat

Als der Morgen graute, kam Abbe Montmoulin todmüde von seinem Versuchsgange zurück. Er hatte die Nacht bei dem Kranken zugebracht, einen lichten Augenblick erwartend, um dessen Beicht zu hören und ihm die heilige Wegzehrung zu reichen, nachdem er ihm gleich bei seiner Ankunft die heilige Ölung gespendet hatte. Wirklich war nach Mitternacht eine leichte Besserung in dem Zustande des Totkranken eingetreten und das Bewußtsein wenigstens so weit zurückgeehrt, daß er auf die Fragen des Priesters durch Zeichen mit ja und nein antworten konnte und bei den Akten der Reue, die dieser ihm vorbetete, mit der nicht gelähmten Linken an seine Brust schlug, worauf er die Lossprechung und das heilige Sakrament erhielt.

Der Pfarrer wollte nun den Heimweg antreten; aber das Unwetter, das auf der Berghöhe noch viel heftiger tobte als in den Niederungen, machte es für den Augenblick unmöglich. „Es wäre Ihr Tod, Herr Pfarrer“, sagten die guten Leute; „selbst wir würden uns bei diesem Sturm und Regen nicht auf die abschüssigen Wege nach St. Victoire hinabwagen.“ Gegen vier Uhr morgens aber schien sich der Sturm zu legen; und nun gaben sie dem Geistlichen, der um sechs Uhr die gewöhnliche heilige Messe nicht versäumen wollte, einen handfesten Vorschlag mit, daß er ihn stütze und führe. Alles ging gut, nur durchnäßte auf der Hälfte des Weges ein heftiger, eiskalter Regenguß den Priester bis auf die Haut.

Ungekommen trug er natürlich das heilige Öl und die Pyxis zuerst in die Sakristei zurück, die man auch vom Kreuzgange aus, am Fuße der bereits erwähnten dunklen Wendeltreppe, betreten konnte, läutete den Angelus und darauf zur heiligen Messe; er glaubte ja, der Küster sei abwesend. Dann öffnete er die Kirche, in welche ein halbes Duzend alter Mütterchen eintrat. Jezt wollte Abbe

Montmoulin in seine Wohnung, um die Kleider zu wechseln; denn er begann zu frösteln. Aber eine ängstliche Person hielt ihn noch fast zehn Minuten mit ihren Gewissenszweifeln auf und ließ ihn erst gehen, als der Beichtvater erklärte, er fühle sich unwohl.

In seiner Wohnung fand er die Mutter schon lange aufgestanden. Er erzählte mit wenigen Worten seine Erlebnisse und hörte von ihr zu seiner großen Beruhigung, daß die Nacht ohne Störung verfloßen sei; nur einmal habe sie aus dem Schläse aufahrend gemeint, es rüttle jemand an der Tür des Zimmers; es werde der Sturm gewesen sein. Der Pfarrer kleidete sich dann rasch um und begab sich nach der Sakristei, um die heilige Messe zu lesen.

Wie gewohnt, hatte die alte Susanne nach derselben, während der Herr die Dankagung betete, das Frühstück bereitet. Sie war dabei nicht in der besten Laune. Der Besuch aus der Stadt hatte ihr schon gestern nicht gefallen, und sie ahnte, daß derselbe nur eine Einleitung dazu sei, ihr den Dienst zu kündigen. „Fast allen Kaffee, den ich gebrannt und gemahlen, haben sie gestern verbraucht!“ brummte sie. „Die Tassen sind natürlich nicht gewaschen; die Zuckerdose ist halb leer — und wo ist denn das große Messer hingekommen, mit dem ich immer die Brotschnitten machte? Das ist mir ja eine Heidenwirtschaft! Da tut die alte Susanne nicht mit! Die alte Susanne hat ihrer Lebtag auf Ordnung gehalten, und lieber künde ich heute noch —“

Als Abbe Montmoulin von der Dankagung durch den Korridor kam, hatte er einen Teil dieses Selbstgespräches hören müssen; denn die alte Susanne pflegte ziemlich laut zu denken, wenn sie ärgerlich war, und gedemütigt trat er nun zu ihr in die Küche, um den Sturm durch ein freundliches Wort zu besänftigen. Das gelang nur insofern, als sich derselbe in einen Regenguß verwandelte, indem die alte Magd mit vielen Tränen sagte, sie wisse ganz gut, daß der Herr Pfarrer mit ihr unzufrieden sei und sie ihm nichts recht machen könne; aber er werde schon sehen, wie er bedient werde, wenn man sie auf die Seite schiebe. „Unsinn, Susanne! Wer will Euch beiseite schieben? Aber ich werde doch meine alte Mutter zu mir nehmen dürfen? Ihr sollt vor wie nach das kleine Verdienst bei mir haben und meiner Mutter in der Haushaltung helfen. Da!“ Er drückte ihr

ein Zweifrankenstück in die Hand. „Und nun bringt uns den Kaffee hinein. Und dann lauft rasch zu Herrn Renard, dem Krämer, und fragt, ob meine Mutter nicht mit ihm nach Mir zurückfahren könne, und wann? Endlich geht zu Madame Blanchard und laßt sie bitten, wo möglich heute morgen noch zu mir zu kommen.“

Susanne trocknete mit dem Zipfel ihrer Schürze die Tränen und dankte. „Wenn ich nur wüßte, wo das große Messer hingekommen ist!“ jammerte sie noch.

„Julie wird es verlegt haben. Es wird sich schon wieder finden“, entgegnete der gute Pfarrer und schritt seiner Wohnung zu.

Nach dem Frühstück, das Mutter und Sohn in traulichem Gespräche einnahmen, wobei sie sich die schönen Tage des gemüthlichen Zusammenlebens recht rosig auszumalen suchten, kam bald Susanne mit der Nachricht, Herr Renard lade mit Vergnügen Frau Montmoulin ein; er fahre heute schon um 8 Uhr; und Madame Blanchard werde zwischen 10 und 11 Uhr ihre Aufwartung machen.

„Dann haben wir keine Minute zu verlieren“, sagte Abbe Montmoulin und nahm eine Banknote aus einem Fache seines Pultes. „Hier sind 500 Franken für dich! Du darfst dich nicht weigern. Die gute Madame Blanchard hat sie mir von einer Erbschaft geschenkt, welche ihr dieser Tage zufiel; ich behalte noch ebensoviel für mich und meine Bücher. Nein, du darfst dich nicht weigern! Bezahle damit den Rest der Schuld, welche du meinerwegen machen mußt. Ich weiß nicht, wie Madame Blanchard von unseren ärmlichen Verhältnissen Kunde bekam; sie scheint einen eigenen Sinn zu haben, mit dem sie jegliche Not förmlich aufspürt, um ihr nach Kräften abzuweichen, und sie bot mir das Geschenk so liebevoll an, daß ich ihr wirklich wehe getan hätte, wenn ich es ablehnte.“

„Die gute Frau! Gott möge es ihr lohnen!“ entgegnete Frau Montmoulin.

„Ja, darum wollen wir beten. Und nun auf Wiedersehen recht bald und dann für immer, liebe Mutter! Ich würde dich gerne zu Herrn Renard begleiten; aber du weißt, was ich hier zu bewachen habe. Gott sei Dank, daß Madame Blanchard so bald kommt und mich heute morgen noch von dem Alp befreit, der mich seit gestern nachmittag wirklich beunruhigt. Also lebe wohl! Und bete etwas für mich.“ Damit küßte er seine Mutter.

„Bete auch du für mich, ich tue es alle Tage; und nun noch deinen priesterlichen Segen!“ Sie kniete nieder und bekreuzte sich mit tiefer Rührung. Dann lächelte sie mit feuchten Augen und folgte der alten Susanne durch die Türe. In einer kleinen Handtasche trug sie einige Stücke Leibwäsche ihres Sohnes, welche der Ausbesserung bedurften; denn sie hatte natürlich in der Morgenfrühe schon dessen Kleiderschrank einer vorsorglichen Durchsicht unterzogen. Unten vom Hofe aus grüßte sie noch einmal den Sohn, welcher ihr durch das Fenster nachschaute. Wie ganz anders sollte das nächste Wiedersehen sein, als sie es sich jetzt dachten! Es lag etwas wie eine Ahnung auf der Seele des Sohnes. „Wie sonderbar ist mir zu Mut!“ sagte er. „Ich habe mich am Ende doch ganz bedeutend erkältet und will mich niederlegen, sobald Madame Blanchard mit dem Gelde fort sein wird.“

Als die alte Susanne zurückkam, bat er sie, ihm etwas Tee zu kochen und zurechtzustellen. Dann entließ er sie mit dem Bemerkten, sie brauche bis morgen früh nicht mehr zu kommen. Er werde sich des Nachmittags zu Bette legen und seine kleine Erkältung ausschwitzen. Da der Pfarrer es gewöhnlich so machte, wenn er sich unwohl fühlte, erhob die Magd keinerlei Einwendung. Sie fragte nur noch, ob sie denn kein Essen bringen solle, und als der Pfarrer antwortete, er fühle keine Eßlust und könne sich, wenn sich dieselbe einstelle, selbst ein paar Eier kochen, entfernte sie sich mit den Worten: „Wie der Herr Pfarrer will!“

Abbe Montmoulin betete dann die Prim. Nachdem er mit dem Brevier zu Ende war, schrieb er aus einem antiquarischen Katalog auf eine Liste eine Reihe theologischer Bücher, die er heute noch durch die Post bestellen wollte. „347 Franken 50 Centimes!“ sagte er, die Posten zusammenrechnend, mit einem Seufzer. „Ich würde es nie wagen, so viel Geld für meine Bibliothek auszugeben, wenn nicht diese vortreffliche Madame Blanchard mir das Geld unter der ausdrücklichen Bedingung gegeben hätte, daß ich es ausschließlich für meine Bedürfnisse und nicht für die Armen verwende. Nun, es bleibt gerade noch genug übrig, um die Zimmer für meine gute Mutter etwas herrichten zu lassen. — Aber was mich der Kopf schmerzt! Ich will mich ruhig in den Lehnstuhl setzen und ein nasses Tuch um die Schläfen binden.“

Abbe Montmoulin hatte sich kaum im Stuhle zurecht gesetzt, als es 10 Uhr schlug. Wenige Minuten nachher klopfte man an der Zimmertüre.

„Herein!“ rief der Pfarrer. — „Das ist Madame Blanchard, die ist so pünktlich wie ein Uhrwerk. Ich bitte um Entschuldigung, daß ich Sie zu mir bat, gute Frau; aber ich fürchte, heute nacht eine kleine Grippe geholt zu haben.“

„Das sehe ich zu meinem Leidwesen!“ sagte die Eintretende, eine kleine, schon bejahrte Dame, die aber noch recht kräftig und rüstig schien. Nach alter Mode umrahmte eine krause Spitzenhaube das freundliche rote Gesicht, zu dessen beiden Seiten zwei sorgfältig gewundene, schneeweiße Locken herabhingen. Sie richtete ihre klaren blauen Augen, aus denen die Unschuld eines Kindes leuchtete, besorg auf den Geistlichen, und ein Zug fast mütterlicher Liebe spielte um ihren Mund. Dann stellte sie den Armkorb, mit dem man sie immer die Kranken und Armen besuchen sah, auf den Boden und nahm auf die Bitte des Pfarrers in dem Sessel Platz, den derselbe für sie an dem Tische zurechtgestellt hatte, hinter welchem er saß.

„Bitte, nehmen Sie das Tuch nicht von der Stirne“, bat sie freundlich. „Ich habe schon gehört, daß Sie letzte Nacht zu den Höfen von Monalto einen Besuch gemacht haben. Mein Gott, ein solcher Weg und in solchem Sturm und Regen! Sie hätten besser getan, die heilige Messe heute nicht zu lesen und sich sofort ins Bett zu legen. Nehmen Sie es mir nicht ungütig; aber wirklich, Sie trauen sich zuviel zu, Sie sündigen auf Ihre Jugendkraft; Sie schulden sich der Gemeinde, uns, den Armen!“

„Ich will ja auch ganz gehorsam mich niederlegen und etwas Tee trinken, sobald wir unser kleines Geschäft besorgt haben“, entgegnete lächelnd der Abbe.

„Geschäft!“ rief abwehrend die gute Dame. „Das hat ja noch Zeit! Jetzt müssen Sie vor allem Ruhe haben und dürfen Ihren Kopf nicht im mindesten anstrengen.“

„Eben weil ich Ruhe haben möchte, bitte ich Sie, das Geld gleich mitzunehmen“, entgegnete der Pfarrer. „Wir sind ja in fünf Minuten fertig, und offen gestanden, die große Summe macht mir hier Sorgen. Ich bin ja fast den ganzen Tag allein in dem einsamen Gebäude und kann zudem jeden Augenblick zu einem Kranken gerufen werden.“

„Wenn das der Fall ist, wenn es Sie beruhigt, will ich das Geld herzlich gern mitnehmen. Aber ich bitte Hochwürden, bemühen Sie sich nicht, es mir vorzuzählen; es ist ja gewiß alles bis auf den Sou richtig.“

Abbe Montmoulin hatte inzwischen das Tuch mit dem Gelde herbeigebracht und es auf dem Tisch losgeknüpft. Trotz des lebhaften Protestes seitens der alten Dame zählte er ihr die einzelnen Posten vor und schloß endlich mit der Bitte, die bereits geschriebene Quittung zu unterzeichnen. Sie lautete einfach: „Von Abbe Montmoulin aus der Kasse des St. Joseph-Sammelvereins am heutigen Tage die Summe von zwölftausend Franken für den Neubau des hiesigen Krankenhauses der Schwestern erhalten zu haben, becheinigt — St. Victoire, 20. Februar 1888 — Marie Blanchard.“

Mit raschen und entschiedenen Zügen hatte die gute Frau ihren Namen unter den Empfangsschein gesetzt und dann lächelnd dem Pfarrer die Feder zurückgegeben. „Was Sie für ein genauer Geschäftsmann sind!“ sagte sie. „Man sollte meinen, Sie wären bei einem Kaufmann in die Schule gegangen.“

„Das bin ich auch. Mein Vater selig war Kaufmann“, scherzte der Pfarrer, „und ich habe mich bei der nächsten Sitzung des Komitees genau schwarz auf weiß auszuweisen, sonst verurteilen mich die gestrengen Damen zur Rückerstattung, und da müßte ich mit dem Bettelstab in der Hand die weite Welt durchreisen, ehe ich eine solche Summe zusammenbrächte. — Aber wie wollen Sie das Geld nach Hause bringen?“

„Nichts einfacher als das. Sie leihen mir das Tuch, in das Sie es eingewickelt hatten, und ich lege es darin eingebunden in meinen Armkorb, dessen Deckel schon allerlei verborgen hat. Kein Mensch wird vermuten, daß ich heute statt Leinwand oder Strümpfe oder Brot 12 000 Franken darin trage. — Und nun leben Sie wohl, lieber Herr Pfarrer, und beten Sie ein Ave für die alte, unnütze Blanchard, der es manchmal recht bange wird, wenn sie an die schwere Rechenschaft denkt, welche jeden Augenblick kommen kann.“

„O, da braucht Ihnen nicht bange zu sein! Wissen Sie, was der Heiland sagen wird: „Kommet, ihr Gebenedeiten meines Vaters! Denn ich war hungrig, und ihr habt mich gespeist; ich war durstig, und ihr habt mich getränkt; ich war nackt, und ihr habt mich bekleidet. Was

ihr dem Geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan!“ Das wird der Heiland einst sagen, wenn die gute alte Madame Blanchard mit ihrem großen Armkorb, in dem dann mehr als 12 000 Franken an Wert sein wird, an die Himmelstüre klopft.“ So erwiderte mit Wärme der Pfarrer.

Madame Blanchard wischte sich eine Träne aus dem Auge und antwortete: „Ich danke Ihnen für dieses trostreiche Wort. Was ist es doch etwas Schönes um die christliche Liebe, die im Armen den Mitbruder Christi, ja Christum selber sieht! Könnte ich doch in den Armen tausendmal mehr für meinen Heiland tun, der aus Liebe zu mir und für meine Sünden am Kreuze gestorben ist! — Darf ich um Ihren Segen bitten?“

Sie kniete nieder und empfing den Segen. „Und nun leben Sie wohl! Nein, keinen Schritt dürfen Sie mich vor die Zimmertüre begleiten. Ich finde mich ganz gut zurecht. Um keinen Preis. Bitte, beten Sie statt dessen ein Ave Maria für mich!“

Abbe Montmoulin willfahrte ihrer Bitte, sie nicht zu begleiten, und legte sich, ihrer Mahnung folgend, zur Ruhe, nachdem er den Rest der Horen gebetet hatte. Es war ihm so eigentümlich zu Mute; eine innere Stimme sagte ihm: „Bete, bete für sie!“ Schon wollte er sich wieder anfleiden, um ihr nachzugehen. Aber er schlug den Gedanken aus und sagte sich, es sei Aufregung eines kleinen Fiebers, und suchte vergebens einzuschlafen.

Lofer hatte in der Gerümpelkammer der Sakristei in immer steigender Aufregung den Vormittag zugebracht. Er hörte den Angelus läuten und sah gleich darauf Abbe Montmoulin die Kirche betreten. Sollte er jetzt die Tat wagen, da die Mutter des Pfarrers wahrscheinlich aufgestanden und die Türe der Schlafkammer geöffnet war? Es schien ihm zu gefährlich; der Abbe konnte jeden Augenblick ins Haus hinaus kommen. Auch wußte er nicht genau, wo das Geld jetzt versteckt sei; er mußte vielleicht lange suchen, ehe er es fand. Aber sobald der Priester am Altare war, wollte er sich hinaufschleichen; wahrscheinlich war dann die Mutter des Pfarrers auch in der Kirche und die alte morsche Türe würde ihm wenig Widerstand leisten, auch wenn sie geschlossen wäre; ein kräftiger Tritt mußte die Füllung zertrümmern. Lofer wartete also, bis der Pfarrer die Messe begann. Nun wollte er sich

hinaufschleichen, warf aber erst einen Blick durch die Luke in den Kreuzgang. Richtig! da mußte gerade die alte Susanne kommen! Jetzt hatte er es möglicherweise mit zwei Frauen zu tun, und wenn eine entrann, war er verloren. Dennoch schlich er barfuß bis unter die Türe des Oratoriums; da sah er die Mutter des Pfarrers knien, und er wagte nicht, an ihr vorüberzuhuschen.

„Wenn sie schreit, so hört man es in der Kirche“, sagte er zu sich und kehrte mit einem Fluche in sein Versteck zurück.

Sollte nun wirklich aus dem Plane nichts werden? Sollte er hier auf dem abgelegenen Dorf der Provence sein ganzes Leben in der elenden Stellung eines Küsters verbringen? Und selbst das hatte er sich unmöglich gemacht; denn nach seinem Gerede von der großen Erbschaft war ja hier seines Bleibens nicht mehr. Und welch flottes Leben schien ihm noch gestern Abend sicher zu winken, wenn er mit der Summe, deren Höhe er freilich überschätzte, glücklich nach Amerika kam.

Die Messe war vorüber und Abbe Montmoulin ins Haus hinaufgegangen. Einige Zeit nachher sah Lojer die alte Susanne mit der Mutter des Pfarrers das Kloster verlassen. „Jetzt ist der Pfaff allein“, sagte er sich. Jetzt würde ein anderer kurzen Prozeß machen. Aber Artur Lojer, du bist ein Feigling! Du glaubst, daß mit dem Tode alles aus und vorbei ist; du hältst dich und deine Mitmenschen nur für eine etwas höher entwickelte Tiergattung und hast doch nicht den Mut, die rechte Schlussfolgerung aus dieser Lehre der modernen Wissenschaft zu ziehen. Im Kriege, ja, da wagtest du es, ein paar arme Teufel von Soldaten aus sicherem Versteck rücklings niederzuschießen — und das war doch schließlich auch ein Mord. Aber den Pfarrer niederzustößen, der dir ein paar lumpige Wohlthaten erwies, das wagst du nicht.“

Der Mensch suchte sich in eine Wut hineinzureden und griff wiederholt zur Schnapsflasche, die er endlich mit einem Fluche leerte. Jetzt wollte er ins Haus hinauf und von der kleinen Küche aus eine günstige Gelegenheit erspähen. Da sah er — es hatte eben 10 Uhr geschlagen — Madame Blanchard mit ihrem Armforbe durch den Kreuzgang kommen. „Die holt das Geld!“ fuhr es ihm durch den Kopf. „Jetzt ist der rechte Augenblick,

jetzt oder nie!“

Mit dem Blicke eines Raubtieres ergriff Lojer das Messer und sprang die Wendeltreppe hinan.

Er erreichte den Korridor gerade, als die Frau in der Türe des Pfarrers verschwand. Eine Minute später stand er lauschend vor derselben Türe. „So, so, der Pfarrer ist unwohl — um so besser!“ dachte er. „Aha, jetzt kommen sie auf das Geschäft!“ — niederknien schaute er durch das Schlüsselloch und sah die Banknoten und das glänzende Gold. — „Doch nur 12 000 Franken — ich dachte, es wäre mehr; nun, es ist doch immerhin so viel und die paar Blutstropfen dieser alten Gans wert. Ja, laß dir nur den Segen geben! Jetzt —!“

Rasch drückte er sich in eine dunkle Ecke in der Treppe und faßte sein Messer, zum Stoß bereit. Madame Blanchard nahm aber nicht den Weg zur Haupttreppe, sondern schritt dem Oratorium zu, wo sie noch eine kurze Anbetung des hochwürdigsten Gutes machen wollte. „Um so besser!“ murmelte Lojer. „Das erleichtert die Sache. Sie wird nun den Weg zum Kreuzgang die Wendeltreppe hinab nehmen, und dort kann ich es ohne jede Gefahr tun.“

Auf den Zehen folgte Lojer der Arglosen. Das Oratorium hatte in alter Zeit den Nonnen als Chor gedient und war von der Kirche nur durch ein hohes Holzgitter getrennt. Vor diesem Gitter hatte sich Madame Blanchard niederkniet und betete in großer Sammlung. „Man könnte ihr fast den Armforb wegnehmen“, dachte Lojer. „Aber was würde es nützen? Bei Tage kann ich mit dem Gelde nicht fliehen, und vor Nacht würde man mich finden, wenn ich sie ent schlüpfen ließe. Sei endlich ein Mann Artur Lojer!“

Jetzt erhob sich Madame Blanchard, nachdem sie fast zehn Minuten andächtig gebetet hatte, bezeichnete sich mit dem Zeichen des Kreuzes und schritt der ihr wohlbekannten Wendeltreppe zu. Sie hatte mit der einen Hand den Strich gefaßt, der die Stelle einer Treppenhilfe vertrat, und tastete vorsichtig im Dunkel hinab.

„Ist jemand hinter mir?“ fragte sie plötzlich einhaltend; denn sie hatte Lojer gehört, der ihr auf der Ferse folgte.

„Ich muß mich getäuscht haben; ich hätte doch besser den andern Weg genommen; ich weiß nicht, weshalb ich mich auf einmal fürchte. Mut, Gott ist ja bei mir!“

So sagte sie laut und machte noch zwei Schritte. Da hatte sie den Treppenabfah vor der Gerümpelkammer erreicht und fühlte sich plötzlich an der Kehle gefaßt. Gleichzeitig öffnete Loser mit seinem Fuße die Türe, die nur angelehnt war, stieß sein Opfer hinein und bohrte ihm das Messer in die Brust. Mit einem halb erstikten Schrei sank Madame Blanchard zu Boden. Erst als der Tod schon lange eingetreten war, zog der Mörder seine Hand vom Halse der Leiche zurück und erhob sich.

Sechstes Kapitel Nach der Tat

Jetzt mit einem Male, da die schreckliche Tat geschehen, war Losers Wut und sein halber Rausch verschwunden, und eine entsetzliche Angst ergriff ihn. Er wagte nicht, noch einen Blick auf die Tote zu werfen; mit abgewandtem Gesichte erfaßte er einen Zipfel des Bahrtuches und warf es über den Leichnam; dann nahm er den Armforb und wollte mit dem Blutlohn fliehen. Aber wohin? Bei hellem Tage wäre das Wahnsinn gewesen. Es durfte ihn kein Mensch in St. Victoire erblicken, er mußte die Nacht im Kloster abwarten, und dazu gab es keinen sicheren Platz als denjenigen, an dem er sich befand. Aber hier bei der Leiche? „Ei, du wirst dich doch vor der Toten nicht fürchten!“ suchte er sich Mut einzusprechen. „Du glaubst ja weder an eine unsterbliche Seele noch an ein Jenseits!“ Loser kauerte sich im fernsten Winkel der Kammer nieder und stellte den Korb mit dem Gelde vor sich hin. Das blutige Messer hielt er, wie er erst jetzt bemerkte, noch in der Hand. Schauernd wuschte es der Mörder an dem Tuche, in welches das Geld gebunden war, ab und warf es in den Korb. Nun knotete er das Tuch los und wollte sich an dem Anblicke des Geldes erfreuen; aber es gelang ihm nicht, seine Angst zu bannen. Immer und immer wieder wanderte das Auge gegen seinen Willen nach dem Bahrtuche, das die Umrisse der darunter liegenden Gestalt erkennen ließ. Ein Bächlein Blut siderte hervor und nahm seinen Weg langsam, langsam quer durch die Kammer gerade auf ihn zu. Weshalb gerade auf ihn? Mit jeder Linie, die es näher kam, wuchs Losers Angst. Da traf es auf die Ritze eines Brettes, staute sich einen halben Schritt vor ihm und tropfte durch den Fußboden auf die darunter liegenden Gewölbesteine. Es war

so still, daß er die Tropfen zählen konnte, und es kam ihm vor, als ob der Ton der langsam fallenden Tropfen wie mit einem Finger an sein von Angst gemartertes Gehirn klopfe.

„Ich wollte, ich hätte es nicht getan“, stöhnte er. „Und was das Jenseits angeht, so ist es doch noch lange nicht so ausgemacht, daß es nur auf Aberglauben beruht, wie die moderne Wissenschaft das behauptet. Ich habe mir zwar vorgespiegelt, daß ich den Glauben daran schon längst über Bord geworfen; aber wenn ich ehrlich sein will, muß ich gestehen, daß ich im Grunde meines Herzens eigentlich immer daran glaubte. Und wenn es nun wirklich eine Vergeltung gibt —!“

Der Gedanke schüttelte den Mörder an Gesicht seines Opfers förmlich. Er bereute seine Tat, aber aus reiner Furcht und Angst, die sich zu halbem Wahnsinn steigerte. Als endlich der schreckliche Tag zur Neige ging und die Dämmerung hereinbrach, hatte er den Entschluß gefaßt, die unerträgliche Gewissensqual durch eine Beicht von sich zu wälzen. Die gestrige Predigt über das Beichtgeheimnis gab ihm Mut, sich mit seiner Anklage an Abbe Montmoulin zu wenden. „Er wird mich nicht verraten“, sagte er sich. „Er darf es nicht; eher muß er sterben, wie er selber sagte, und ich glaube ihm; er meint es ehrlich.“

Loser hatte mehr als 20 Jahre nicht mehr gebeichtet. Zur Vorbereitung auf eine gute Beicht hatte außer demütigem Gebete um Gottes Beistand eine ernste Gewissenserforschung über diese lange Zeit und die Erweckung aufrichtiger Reue aus übernatürlichen Beweggründen gehört, verbunden mit dem Willen, nach Kräften Genugtuung zu leisten. Loser belebte nicht und ersforchte auch sein Gewissen nicht weiter; vor seiner Seele stand nur die eine heute verübte Blutthat, deren überwältigender Eindruck ihn alles andere vergessen ließ. Wenn er nur diese von der Seele wälzen könnte, meinte er, dann würde ihn alles andere wenig kümmern. Auch von einer eigentlichen übernatürlichen Reue konnte keine Rede sein; die Angst war es, die eitle, entsetzliche Angst, welche ihn nach dem Zimmer Abbe Montmoulin's trieb.

Und wirklich, als es dunkel genug war, nahm er in die eine Hand die Schuhe, in die andere den Armforb mit dem Gelde und verließ die Kammer, einen letzten Blick der Angst nach dem Bahr-

tuche werfend, über welches von der Kirche her ein schwacher Strahl der Ewigen Lampe ein unsicheres Licht verbreitete. Fast hätte Loser laut aufgeschrien; denn bei dem zitternden Lichte meinte er, die Gestalt unter dem Tuche bewege sich. Hastig drückte er die Türe ins Schloß und eilte die Wendeltreppe hinauf; überall glaubte er im Dunkel die Augen der Ermordeten vor sich her schweben zu sehen mit dem Ausdrucke des Entsetzens, mit dem sie ihn anblickten, da er die Tat beging. Der kalte Schweiß stand dem Mörder auf der Stirn, als er endlich an die Türe des Pfarrers pochte.

Abbe Montmoulin hatte den ganzen Nachmittag im Bette zugebracht und fühlte sich noch immer unwohl. Dennoch stand er gegen Abend auf, um sein Brevier zu beten. Sein Zustand hätte ihn vielleicht von dieser Pflicht entbunden; aber Vesper und Komplet wollte er doch nicht unterlassen. So saß er beim Scheine der Lampe und las eben den schönen 90. Psalm vom Vertrauen auf Gottes und seiner heiligen Engel Schutz in jeder Not und Gefahr, als an die Türe geklopft wurde. Er meinte, es sei die alte Susanne, die sich noch einmal nach seinem Befinden erkundigen wolle. Daher rief er „Herein“ und sagte, ohne von seinem Brevier aufzusehen, als jemand eintrat: „Gleich, Susanne; ich bin in zwei Minuten fertig.“

Wie staunte aber der gute Pfarrer, als er, sein Brevier schließend, Loser an der Türe stehen sah! Er traute seinen Augen nicht und hob den grünen Schirm der Lampe in die Höhe, um den Mann deutlicher zu sehen. „Loser, seid Ihr es?“ fragte Abbe Montmoulin und fügte sofort bei, als er das schreckensbleiche Gesicht des Rüstlers erkannte, der zitternd und den Angstschweiß von der Stirne wischend in den Lichtkreis der Lampe trat: „Um Gottes willen, Loser, was habt Ihr? Euch ist ein Unglück zugestoßen!“ „Ja, Herr Pfarrer, es ist mir etwas zugestoßen — oder vielmehr jemand anders — und ich — möchte beichten.“

Man kann sich das Staunen Abbe Montmoulins denken, der wohl wußte, daß der Mann seit Jahr und Tag nicht gebeichtet hatte. Er warf einen ernsten, prüfenden Blick auf Loser, den dieser sofort verstand und mit den Worten erwiderte: „Herr Pfarrer, ich bin vollkommen nüchtern. Es ist mir in der Tat etwas zugestoßen, etwas ganz Schreckliches — und nun habe ich an Ihre Predigt von

gestern gedacht und wollte bei Ihnen beichten. Aber vorher noch eine Frage: es könnte ja der Fall sein, daß der Beichtvater das Beichtkind nicht lossprechen könnte oder wollte — würde nun auch in diesem Falle die Pflicht des Beichtgeheimnisses dem Priester zum Schweigen verbinden?

„Unbedingt“, antwortete der Pfarrer. „Nun, so bitte ich Sie, meine Beicht zu hören.“

„Von Herzen gerne. Habt Ihr Euch vorbereitet?“

„Ich habe den ganzen Nachmittag an nichts anderes gedacht“, sagte Loser.

„So kniet da auf meinen Betschemel. Ich bin zwar heute abend nicht ganz wohl, aber die Freude, eine Seele, auf die ich schon lange wartete mit Gott ausführen zu können, wird mir besser tun als die beste Arznei. Wir wollen erst etwas beten zum Heiligen Geist um Erleuchtung und zur Mutter Gottes, der Zuflucht der Sünder.“

„Wollen Sie mich nicht lieber in Ihrem Schlafzimmer hören?“ sagte Loser, ängstlich nach der Türe blickend. „Es darf mich hier kein Mensch sehen — und nicht wahr, Sie sagen nicht, daß ich bei Ihnen gewesen bin und gebeichtet habe?“

„Gewiß nicht. Das könnte sogar unter Umständen eine Verletzung des Beichtgeheimnisses sein.“ Damit führte Abbe Montmoulin den Besuch, dessen Benehmen ihm immer rätselhafter wurde, in sein Schlafzimmer, stellte die Lampe auf den Nachttisch und schloß die Türe ab. Er betete inbrünstig zum Heiligen Geist um Licht und Kraft, denn es schwante ihm, daß eine schwierige Aufgabe seiner harre. Dann legte er sich die Stola um und nahm neben Loser Platz, der vor Aufregung zitternd auf dem Betschemel kniete. „Mut, mein Freund!“ sagte er, „und wenn ihre Sünden auch rot wären wie Scharlach —“

„Rot?! Wer hat Ihnen das gesagt?“ zuckte Loser zusammen. „Ja, rot, rot wie Blut! Es muß heraus, ich habe sonst keine Ruhe. Ja, ich habe Blut vergossen, und es schreit zum Himmel um Rache. Heute, hier! Madame Blanchard, sie liegt drunten in der Sakristeikammer — ich habe sie ermordet! Ha, wie ihr Blut auf meiner Seele brennt! Nehmen Sie mir die Schuld ab, Herr Pfarrer, ich habe Ihnen jetzt alles gesagt!“

Man kann sich denken, wie dieses durch halb wahnwitzige Angst erpreßte Geständnis den guten Abbe Montmoulin

erschreckte. Er mußte sich erst im Gebete sammeln, ehe er dem Mörder auch nur ein Wort erwidern konnte. „Heilige Jungfrau!“ seufzte er. „Nun stehe mir bei mit deiner milden Fürsprache. Dann suchte er den Mann zunächst etwas zu beruhigen. Er sagte ihm, seine Tat sei zwar schrecklich; aber auch die Sünde des Mordes könne Verzeihung finden, wenn sie mit wahrer Reue gebeichtet werde. Das Blut, das der Heiland am Kreuze vergossen, habe die Kraft, auch solche und selbst noch schwerere Verbrechen zu tilgen. Ob er sich nicht erinnere, wie der Heiland am Kreuze dem einen Schächer alles verziehen habe und doch sei derselbe ein Räuber, wahrscheinlich ein Wegelagerer und Raubmörder gewesen. Nachdem der Pfarrer so dem Beichtkinde Vertrauen einzulösen gesucht hatte, sagte er ihm, er möge nun zunächst die Anklage vervollständigen; er müsse auch die anderen Sünden seit seiner letzten gültigen Beicht nach Zahl und Umständen, soweit das möglich sei, beichten.

Da erklärte Lofer voll Ungebuld, es seien jetzt über 20 Jahre, seit er gebeichtet. Wie man nun von ihm verlangen könne, er solle alle Sünden dieser Jahre beichten? — Gott verlange nichts Unmögliches, sagte der Geistliche; Gott sei mit der Anklage der Sünden, deren man sich nach ernster Gewissenserforschung entsinne, zufrieden, und er wolle ihm gerne durch Fragen behilflich sein. Lofer antwortete, er habe sich über sein vergangenes Leben gar nicht erforscht; er habe nur über das Verbrechen nachgedacht, das er heute begangen, und dieses bereue er auch. Er möge ihm kurz sagen, ob er ihm die Losprechung von demselben geben wolle oder nicht; denn er habe keine Zeit zu verlieren und müßte eigentlich schon über alle Berge sein.

Zu seinem größtem Schmerze erkannte der Pfarrer aus diesen Worten, daß das Beichtkind gar nicht in der Seelenstimmung sei, welche zum günstigen Empfange der Losprechung nötig ist. Er wollte ihn zwar noch belehren und beschwor ihn bei allem, was heilig sei, an seine arme Seele zu denken und die angefangene Beicht nicht unvollendet zu lassen. Er wolle ihm bei der Gewissenserforschung helfen und werde ihm ganz gewiß die Losprechung erteilen, sobald er die nötigen Vollmachten dazu erhalten habe und das Beichtkind nicht nur dieses Verbrechen, sondern auch alle andern schwe-

ren Sünden aufrichtig bereue und den Willen habe, nach Kräften genugzutun. Lofer fuhr auf: „Übermorgen muß ich auf dem Meere sein! Ich war ein Narr, daß ich zu Ihnen kam. Und dann genugtun — was ist denn da genugzutun? Ich kann doch die Tote nicht lebendig machen!“

„Leider nicht!“ sagte der Pfarrer. „Aber ich habe Euch so verstanden, daß Ihr die gute Madame Blanchard getötet habt, um in den Besitz des Geldes zu kommen, das sie bei sich hatte. Selbstverständlich müßt Ihr das Geld dem Vereine zurückstellen, der damit ein Krankenhaus bauen will. Und dann —“

„Oho, das Geld soll ich herausgeben? Und dann?“

„Und dann wäre es ja möglich, daß ein Unschuldiger als Mörder der guten Frau Blanchard eingekerkert und verurteilt würde. In diesem Falle müßtet Ihr bereit sein, das Gericht über seinen Irrtum aufzuklären.“

„Genug!“ rief Lofer aufspringend. „Ich soll das Geld herausgeben und endlich mich selbst dem Gerichte überliefern! Daß ich ein Narr wäre! Viel gescheiter wäre es, auch Sie auf dem Fled zu erwürgen. Wer weiß, welche Hinterpförtchen Ihr Beichtgeheimnis sonst noch hat! Aber ich habe nun einmal den Mut nicht dazu.“ Damit sprang der Unglückliche mit einem gräßlichen Finke nach der Türe, schloß sie auf und verschwand in der Dunkelheit des Korridors. In der kleinen Küche, wo er den Korb einstweilen versteckt hatte, machte er Licht. Das Messer und das blutbesleckte Tuch schob er unter den Küchenschrank, packte das Bündel Banknoten in seine Brusttasche, das Gold und Silber in die übrigen Taschen und eilte durch den Magdalenenflügel der Nebentreppe zu, auf welcher er durch die große alte Küche im Erdgeschoß in den Garten gelangte. In einem Bogen umschlich er das Dorf, gewann die Straße nach Marseille und lief die ganze Nacht durch. Bei Tagesanbruch verfrachtete er sich in ein Gebüsch am Fuße der Höhen von St. Baum und erreichte in der folgenden Nacht Marseille, wo es ihm gelang, ein Schiff zu besteigen, das eben nach Montevideo unter Segel ging.

Siebtens Kapitel

In der goldenen Rose

Madame Blanchard wohnte bei ihrem Bruder, dem Gemeindefchreiber. Sie führte aber ihre eigene Haushaltung und

lebte mit einem armen Mädchen, das sie aus Barmherzigkeit angenommen hatte, in ein paar recht beschränkten Räumen des oberen Stockes, während die kleine Familie ihres Bruders das Erdgeschoß innehatte. Das Verhältnis zwischen den beiden Haushaltungen war kein besonders herzliches. Der Herr Gemeindefschreiber gehörte nicht zu den „Klerikalen“ und betrachtete seine fromme Schwester, die es gewagt hatte, ihn zu mahnen, er möge doch seinen religiösen Pflichten nachzukommen, als eine „Betschwester und Quisiel“. Noch mehr als diese gutgemeinte schweesterliche Ermahnung nahm er ihre große Wildtätigkeit gegen Arme und Kranke übel. Er meinte, sie bestehle dadurch eigentlich ihn und seine Kinder an dem zu hoffenden Erbe, und hatte schon allen Ernstes mit seinem Vorgesetzten, dem Herrn Maire, seinem politischen Partiegenossen, geredet, ob es denn nicht gesetzlich zulässig sei, die Verschwenderin, deren dumme Güte von den Pfaffen schmähslich ausgebeutet werde, unter Vormundschaft zu stellen. Dafür lag nun leider, solange keine gröbere Ausschreitungen vorkamen, kein rechter Grund vor, und die „Quisiel“ konnte also vorläufig nach wie vor mit ihrem Armkorbe zu den Kranken und Armen gehen und ihnen Almosen zutragen, etwa im Werte der Auslagen, die sich der Herr Bürgermeister und der Gemeindefschreiber täglich bei Herrn Carillon in der Goldenen Rose gestatteten.

Auch am Abend des 20. Februar saßen die beiden mit einigen gesinnungstreuen Stammgästen bei einer Flasche Wein in der Goldenen Rose. Man hatte politisiert und tüchtig auf den Klerus und seine wachsende Macht geschimpft. Gambetas Lösungswort: *Le clericalisme, voilà l'ennemi!* war auch ihr Lösungswort. „Und Sie werden sehen“, sagte der Maire, mit der Faust auf den Tisch schlagend, „daß diese Herren bei der bevorstehenden Wahl ihren Kandidaten durchbringen! Sie sind klug, ihr Anse-

hen steigt, sie ziehen durch den Schein der Wohltätigkeit die arbeitenden Klassen, den Pöbel auf ihre Seite. Auch hier bei uns werden sie die große Mehrheit für sich haben. Das Krankenhaus, das sie den Schwestern bauen wollen, ist keine üble Karte in ihren Händen, und dieser Abbe Montmoulin, den sie uns als Pfarrer hierher setzten, ist lange nicht so einfältig, als er aussieht.“

„Die Regierung müßte den Bau verbieten, überhaupt das Recht der Armen- und Krankenpflege dem Klerus, und namentlich den Nonnen, die dessen geschworene Hilfstruppen sind, vollständig entziehen“, sagte der Gemeindefschreiber.

„Wird kommen, wird mit der Zeit kommen“, entgegnete der Maire. „Man kann nicht alles auf einmal! Und wenn wir jetzt unmittelbar vor den Wahlen wegen des Krankenhauses Schwierigkeiten machten, so wäre das ein schwerer politischer Fehler.“

„Man müßte wieder einmal eine rechte Skandalgeschichte über einen Pfaffen in die Blätter bringen“, meinte Herr Carillon.

„Ach die alten ziehen nicht mehr“, sagte der Maire. „Zudem lesen die Leute unsere Blätter nicht, und die Klerikalen sind zu gewitzigt, als daß sie so leicht auf den Leim gingen. Ja, wenn man eine neue recht saftige Geschichte aus nächster Nähe zur Verfügung hätte, so daß man mit Fingern auf einen Geistlichen zeigen und dem Volke sagen könnte: „Seht, so sind sie alle!“ Aber sie nehmen sich in acht; mir wenigstens ist aus neuerer Zeit nichts bekannt.“

„Hm, man könnte ja so einen kleinen, niedlichen Roman erfinden“, sagte der Gemeindefschreiber, den Rauch seiner Zigarre langsam vor sich hinblasend.

„Nach dem alten Rezept: *Calumniare audacter, semper aliquid haeret*, Verleumde frech, es bleibt immer etwas hängen“, bemerkte der Notar. „Nur schade, daß derartige Waffen gewöhnlich dem Angreifer mehr schaden als dem Angegriffenen.“

(Fortsetzung folgt.)